



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Man hat an diesem und jenem Ort solchen unhaltbaren Verhältnissen abzuhelfen gesucht, und der eingeschlagne Weg ist nicht unglücklich gewählt. Es wird im Laufe der Jahre durch einen allgemeinen Steuerzuschlag eine Manöverkasse bis zu einer bestimmten Höhe gesammelt. Kann oder will nun jemand die auf ihn fallende Einquartierung nicht aufnehmen, so zahlt er täglich für den Mann etwa zwei Mark in die Gemeindefasse, und die Gemeinde quartiert die Leute aus diesen Beträgen und den Zuschüssen aus der Kasse ein. Das ist ein Anfang zu ausgleichender Gerechtigkeit. Schwer bleibt es immer noch für die Lehrerin, zwanzig Mark zu zahlen. Aber wie soll sie sich verhalten? Frei darf sie die gleichmachende Gerechtigkeit nicht lassen, und in ihrem einen Zimmer kann sie niemand aufnehmen! Da siehe du zu!

Aus alledem geht wohl hervor, daß die Einquartierungsverhältnisse einer Umgestaltung bedürfen. Dazu anzuregen ist der Zweck dieser Zeilen. Als Vorschlag mag gelten: Die Einquartierungslast ist vom ganzen Lande zu tragen; denn es ist nicht gerecht, daß einzelne Gegenden davon betroffen, andre davon verschont bleiben. Den von Einquartierung betroffenen Gemeinden wird eine so große Summe zur Verfügung gestellt, daß in der Hauptsache dafür die Mannschaften bei freiwillig sich meldenden Quartierwirten untergebracht werden können, oder die Gemeinde belegt öffentliche Räume, wie Turnhallen, Schulen (Verlegung der Ferien) und läßt gemeinschaftlich kochen.



## Litteratur

Zur neuesten Handelspolitik. Sieben Abhandlungen von Dr. Alexander Pees, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses. (Wien, Georg Szelinski, 1897)

Einige von diesen Abhandlungen sind Vorträge, die der Verfasser von 1889 ab in der Versammlung österreichischer Volkswirte gehalten hat. An die jeweiligen Zeitumstände und die jüngsten volkswirtschaftlichen und handelspolitischen Ereignisse anknüpfend, führt er in immer neuen interessanten Wendungen und mit wechselndem reichen Begründungsmaterial den Gedanken aus, daß den drei Riesenmächten: Rußland, England und Nordamerika gegenüber keiner der kleinen Staaten Mittel- und Westeuropas seine Selbständigkeit zu behaupten vermöge, und daß es für sie keine andre Rettung gebe, als den Zusammenschluß zu einem mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiete und Zollbunde. Er beleuchtet die Klugheit der russischen und der englischen Politik wie die Thorheit der französischen Gloirepolitik, erzählt die Entwicklung des österreichischen Staates und schließt mit einer glänzenden Schilderung der alten und der neuen Phönizier. Er giebt zu, daß die mitteleuropäische Politik mit dem Abschluß des Dreibundes und den Handelsverträgen von 1892 einen Anlauf zu der empfohlenen Politik genommen habe, bedauert aber, daß es eben bei Anläufen geblieben sei, und daß je länger je mehr alle höhern Gesichtspunkte in dem kleinlichen Feilschen um unbedeutende Augenblicksvorteile untergehen. Entschiedener Feind jeder Art von Sozialismus, fürchtet er, daß die mitteleuropäischen Staatswesen zwischen den beiden Mühlensteinen: Sozialismus und Militarismus

werden zerrieben werden. Er zitiert das Wort, mit dem Lord Derby am 8. Januar 1880 die Besorgnisse der Engländer vor der festländischen Konkurrenz niederzuschlagen versucht hat: „Unsre Konkurrenten auf dem europäischen Festlande haben weder so billige Kohle noch so billiges Eisen. Sie haben nicht einmal freie Arbeit. Denn die Arbeit ist nicht frei, wenn, wie jetzt in ganz Europa, ein junger Mann zulassen muß, daß man ihn aus seinem Geschäfte nimmt und nötigt, drei oder vier Jahre seines Lebens in Kasernen oder Zelten zu verbringen. Der größte Teil des Kontinents gehört zu großen soldatischen Reichen, und Militarismus ist unvereinbar mit Industrie im großen Stil. Kaiser, Großherzöge, Feldmarschälle und andre erschreckliche Persönlichkeiten dieser Art haben nicht den ernstesten Willen, daß in ihren Reichen die Industrie sich entfalte. Sie brauchen etwas ganz andres, nämlich eine Bauernschaft, zu Hause genug hungernd, um den Soldatenstand als Verbesserung ihrer Lage zu wünschen, und unterwürdig genug, um den eignen Bruder niederzuschießen, auf Befehl und ohne zu fragen, warum.“ Nun würde sich zwar Lord Derby, wenn er heute noch lebte, bereits davon überzeugt haben, daß Militarismus und Industrie im großen Stil einander nicht unbedingt ausschließen, und daß es Kaiser giebt, die sehr ernstlich wollen, daß die Industrie in ihren Staaten blühe. Das weiß natürlich auch Pez, aber er bleibt trotzdem dabei (S. 232 bis 233): „Ein Staat kann nicht zwei Seelen haben. Wo der Militarismus herrscht, bilden sich mit Notwendigkeit Regierungsanschauungen, Grundsätze, Klasseninteressen und Klassegegensätze heraus, die für die schaffenden Berufsstände schädlich sind. [Außerdem] ist zu erwägen, ob nicht gerade die abnorme Steigerung des Rüstungswesens dem Sozialismus in die Hände arbeitet. In den Augen der sozialistischen Führer erscheint der bewaffnete Friede, ähnlich wie der übermäßig entwickelte Beamtenstaat, schon als eine Art Vorspiel der sozialistischen Zukunft. Sie erblicken darin eine sozialistische Organisation, freilich eine solche, die von den bestehenden Herrschaftsinteressen und zu deren Vorteil einseitig geschaffen und daher verwerflich ist. Das Prinzip wäre ihnen schon recht, nur die Personalvertretung gedenken sie später zu ändern. Die allgemeine Schulpflicht ist gut, die daraus entspringende Verbreitung einer großen Geistesbildung ist gut, die allgemeine Wehrpflicht für den Notfall ist gut, und die soziale Versicherung der Arbeiter ist gut, aber in all dies die ungeheuern Kosten der Rüstungen und die daraus entspringende stetig wachsende Steuerlast und Massengemeinschaft hineingepflanzt macht das Gute schlecht, auf die Dauer unerträglich und führt schnurstracks in den Sozialismus hinein, der vor den Millionenheeren nicht Halt machen wird.“ Eine Kleinigkeit hat uns beim Lesen des schönen Buches geärgert: das oft wiederkehrende Wort Meterzentner. Möchten doch die Österreicher dieses dumme Wort endlich einmal preisgeben! Was in aller Welt hat denn der Doppelzentner mit dem Metermaße zu schaffen? Ein Doppelzentner Gold füllt bedeutend weniger und ein Doppelzentner Heu bedeutend mehr Raum als einen Kubikmeter.

Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Friedrich Vogt und Max Koch. Mit etwa 170 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 23 Faksimilebeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897.

Der trefflichen englischen Litteraturgeschichte von Richard Wülker läßt das Bibliographische Institut nun die deutsche folgen. Während aber jene nur von einem Manne geschrieben ist und darum ein einheitliches Gepräge zeigt, hat sich diese eine Arbeitsteilung gefallen lassen müssen: Vogt hat das Mittelalter und die

Reformationszeit, Koch die neuere und neueste Entwicklung von Opizens Reform bis auf die „Verfunktene Glocke“ und „Hannele“ geschrieben.

Den ersten Teil zu lesen ist ein Genuß. Der Verfasser ist ein gelehrter Mann; er schöpft überall aus der Fülle selbsterarbeiteter Kenntnisse und selbstgefundenen Gedanken. Hier und da läuft wohl auch ein Wörtchen mit unter über Streitige Fragen, ja wir werden sogar auf einer halben Seite über Handschrift A, B und C des Nibelungenliedes unterhalten, die dem Laien neuerdings meist in der scherzhaften Beleuchtung von Hans Hoffmanns bekannter Novelle erscheinen; aber diese kleinen Schwächen schaden dem ausgezeichneten Gesamteindruck nicht. Überall ist der Verfasser ein freudiger und geschickter Diener seiner Aufgabe, das deutsche Schrifttum „durchaus gemeinverständlich“ darzustellen; er hat einen sichern Takt in der Scheidung des Wichtigen und Unwichtigen und feinen Sinn für das, was den Gebildeten anziehen und für die entlegenen Gebilde erwärmen kann. Die Philologie hat es zu wege gebracht, Nibelungen und Gudrun, Wolfram und Walther mit dem fahlen Dunste gelehrter Langweiligkeit zu umgeben; Vogt trägt eine Ehrenschuld seiner Wissenschaft ab, indem er diesen Dunst wegläßt und die großen Dichtungen und die großen Dichter unsrer ersten Blütezeit den Gebildeten wieder menschlich nahe bringt.

Anderß steht es mit dem zweiten Teile. Wir haben ihn mit der durch den ersten begründeten freudigen Hoffnung zu lesen begonnen; wir haben uns absichtlich vorher die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die einer lesbaren und volkstümlichen Darstellung der neuern Zeiten entgegenstehen; wir haben uns gegen eine Enttäuschung mit Wohlwollen gewappnet; aber sie ist doch nicht ausgeblieben. Zwar schöpft auch Koch aus gründlichen Studien, und die Darstellung des siebzehnten Jahrhunderts bringt viel des Interessanten. Der Prüfstein des Ganzen aber muß die Behandlung unsrer großen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts sein und vor allem der Glanzzeit Weimars. Diese müssen wir aber leider als ganz ungenügend bezeichnen. Zunächst fehlt es an der Darstellung der Gedankenzusammenhänge. Rousseaus gewaltiger Einfluß auf Goethe und Schiller wird nur mit wenigen Worten berührt. Friedrichs des Großen hemmende und fördernde Einwirkungen kommen gar nicht zu ihrem Rechte (im Register findet sich nicht einmal der Name Friedrichs). Die Behandlung Goethes und besonders Schillers ist äußerst dürftig und dabei ganz zersplittert; namentlich ihre gemeinsame Wirksamkeit, die Krönung unsrer ältern, der Ausgang unsrer neuen Entwicklung ist völlig unzureichend geschildert. Man kann ja darüber streiten, wie weit eine umfassende Litteraturgeschichte das Biographische zu berücksichtigen habe; aber das dürfte doch feststehen, daß der Zusammenhang von Leben und Dichten schon um des letztern Willen in einem so dicken Buche einigermaßen zur Geltung kommen müßte. Aber selbst hinter den landläufigen Schulleitfäden bleibt Koch hier manchmal zurück. Wir hören nichts von dem grundlegenden Briefwechsel Schillers und Goethes über die epische Kunst; die Xenien, ihre Voraussetzungen, ihr Inhalt, ihre Wirkung, die alle in so eminentem Sinne litterargeschichtlich sind, werden auf zehn Zeilen abgemacht; ja die großartige dramatische Thätigkeit Schillers von der „Maria Stuart“ bis zum „Demetrius“ muß sich gefallen lassen, auf einer Seite und zwölf Zeilen abgethan zu werden, während die „Räuber“ allein doch eine Seite und fünf Zeilen erhalten haben. Vom „Ring des Polykrates“ weiß Koch nicht mehr und nichts Besseres zu sagen, als daß Schiller darin in den Bänkelsängerton verfallt! Dagegen ist Koch sehr freigebig mit emphatischem Lobe für Richard Wagner, der nun, nachdem er lange genug die Köpfe der Musiker verwirrt hat, auch noch die

der Litterarhistoriker verdrehen zu sollen scheint. In die Darstellung der neuesten Litteratur hat Koch mit der Fertigkeit eines wohlgeschulten Registrators alle möglichen Leute einzuschachteln verstanden. Mit ein paar Worten wird dieser oder jener Zug eines Autors gestreift, aber der Leser hat davon meist so gut wie nichts. Was soll es z. B. nützen, wenn bei Fritz Reuter gesagt wird, daß „der Dichter der tollen »Bägel- und Minschengeschichte Hanne Nüte« in »Kein Hüsung« mit furchtbar bitterm Ernste die unfreie Notlage des besitzlosen Landarbeiters enthüllt.“ Wer „Hanne Nüte“ nicht gelesen hat, kann aus dem Zusatz „toll“ nichts schließen; wer aber das Werk kennt, für den enthält er einen ganz nebensächlichen, bedeutungslosen Zug. Auch Unvollständigkeiten fallen auf, die der Mangel an Raum schlechterdings nicht rechtfertigt. Waren alle Gedichtbände Geibels erwähnt worden, warum fehlt der gedankenschwerste, die „Gedichte und Gedankenblätter“? Wenn von Geibels Dramen „Brunhild“ genannt wird, warum schweigt der Verfasser von „Sophonisbe“, von „Meister Andrea“ und zumal von dem Meisterstück: „Echtes Gold wird klar im Feuer“? Dagegen verweilt Koch gern und lange bei den Allerneuesten. Aber wenn wir auch ganz davon absehen, daß über diese das Urteil noch viel zu sehr schwankt, so hätte doch die Rücksicht auf den rein äußern Bau des Buches eine so starke Beschäftigung mit dem Unabgeschlossenen verbieten sollen: der „Versunknen Glocke“ ist mehr als doppelt so viel Raum gewidmet als Schillers „Demetrius“ und seinen gesamten dramatischen Entwürfen!

So leidet die Darstellung Kochs, wir könnten das an zahlreichen Fällen nachweisen, an großer Ungleichmäßigkeit. Aber das ist ein äußerer Fehler. Der innere, an dem das Buch krankt, soweit es sich mit der neuern Litteratur beschäftigt, ist der Mangel an eindringender und der Größe des Gegenstandes entsprechender Würdigung unsrer großen Litteraturperiode und der Mangel an richtigem Gefühl für das, was der gebildete Deutsche vor allen Dingen in einer umfassenden Geschichte unsers Schrifttums erwartet. Wer in Schillers „Ring des Polykrates“ Bänkelsängerton zu hören vermag, dessen Führung hat der Deutsche das Recht abzulehnen. Es ist uns schmerzlich, dieses Urteil fällen zu müssen, aber man bedenke auch, welchen Einfluß ein in vielen Tausenden zu verbreitendes Buch ausüben kann. Hier hat die unabhängige Kritik die Pflicht, ihre Stimme zu erheben und dem Schaden vorzubeugen.

Von den Bildern kann man nur gutes sagen. Ihre Zahl hält sich, andern ähnlichen Unternehmungen gegenüber, in löblichen Grenzen. Jedes ist tadellos ausgeführt, einzelne der zum Mittelalter gehörenden sind Meisterstücke der Technik. Über die Auswahl läßt sich aber rechten: die bunte Schlußszene aus Richard Wagners „Parzifal“ und das Bild des Bühnenfestspielhauses von Bayreuth würde man gern entbehren, wenn statt dieses Hauses, in dem und um das so viel Lärm geschlagen wird, lieber jene stillen unscheinbaren Häuser an geeigneter Stelle abgebildet worden wären, aus denen ungleich mehr Segen und Erbauung in das deutsche Volk ausgegangen ist: das Goethehaus und das Schillerhaus in Weimar. Und sicherlich würde mancher Leser lieber als die Parzifalszene in einer schönen Nachbildung jene große Szene gesehen haben, die sich noch heute Tag für Tag vor dem Weimarer Schauspielhause abspielt, und deren Regisseur Meister Nietschel ist. Aber das ist Geschmacksache. Der „reine Thor“ hat ja auch seine Gönner.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig